

Finnland

Autor(en): **M.K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 4

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635519>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

matthäus-theater gschribet het? Wär hätti nid scho vo syne „Sprachpille“ gschlickt, Wille, wo-n-er als Kenner und Erforscher vo üser Sprach und üsem Volkstum üs wie-ne guete Dichter i syne dosierter Wjs ngäh het, für üses Sprachgsüehel azrege, üse Dialäkt z'verstah und gärn z'ha?! Uf ganz-neui Art het er probiert, wüßschafftliche Erkenntnis o em Laie nächer z'bringen. Nid vergässe möchti syne Büeche und Schrifte: „Sprache und Heimat“, „Der Deutschunterricht als Weg zu nationaler Erziehung“ und syne „Stilkritische Uebungen“. Sicher wär no mängs z'erwähne, aber i kenne leider nid alls. Und nid sye Wärd z'würdige, isch dr Zwäck vo dene Zyle, nei, nume es paar Erinnerung möcht i em Bärnervolk uschrame.

's isch vor es paar Jahre gsi. In ere Vorläsig über „Stilkritische Uebungen“ hei mer übere Nachruef vom Dichter Klabund diskutiert. Dr Verfasser, Rud. Uginger, het i däm Nachruef es ganz unglückliches Bild vom Klabund entworfen. Uf Grund vo däm Nekrolog het dr Herr Profässer nid grad es fründlechs Urteil übere Klabund usgsproche, wo-n-i mi verpflichtet gsüehlt ha, chly z'mildere, will i es paar Jahr i nächster Umgäbig vom Klabund gläbt, sjs Schaffe u Ringe um Klarheit mit agluegt ha. I ha mer erloubt, em Herr Profässer es anders Bild vo däm verstorbene Dichter z'gäh. I syr syne, vornähm-eifache Art het dr Herr Profässer i dr nächste Vorläsig sjs Urteil übere Klabund gänderet mit de Worte: er wöll das Unrächt, wo-n-er unwüßentlech am ene Tote zuegfüegt heigi, wider guet mache! —

Vor ungfähr zwöiehalb Jahre bin i mit ihm uf eme Usflug am Bierwaldstättersee z'säme troffe. Mir sy vo Megge här übers Meggehörn gäge Luzern gwanderet dür blüejigi Matte a prächtige Privatstige verbñ. Under üs het dr See tiefblau ufe glüchtet u vor üs isch dr Pilatus wie-n-e mächtige Wand im Aberot gstande. Mir hei z'säme übere Dialäkt grebt, und der Herr Profässer het mr es Grastkolleg übere grammatische Ufbau un d'Usglychig vo de Forme vo üsem Dialäkt ghalte. I ha-n-e, joviil mr erinnerlech isch, o gfragt, öb üsi Sprachgemeinschaft mit de Nachbarstaate nid üsi politisch Lag chönni gefährde. Nei, het er gemeint, denn d'Sprach entscheidi nid über üsi politisch Ustellig, fondere einzig üse Wille. D'Schriftsprach sygi für üs kei Frömdsprach, will dr Wortschatz un d'Biegigsform mit üsem Dialäkt übergystimm. D'Schriftsprach, het er gemeint, sygi für üs so guet Muettersprach wie dr Dialäkt. I syr trochene, luunige Art het er mr o no sy Meinig über das Buech vom Dr. Baer über alemannisch Sprachgrammatik dargleit. Zum Byspiil wäri d'Ufuehrig vo dr alemannische Sprach bi üsne öffentleche Bewaltige es Ding dr Unmüglicheit. 's isch zum chranckleche gsi,

wie-n-er mr das het aschaulech gmacht. Chuum daß i mi verseh ha, sy mr bi dr Seeburg unde aglangt. —

Us dr glyche Zyt isch mr no en anderi Erinnerung im Chopf. Mir sy mit em Profässer Dr. Vinus Birchler, em Kunsthistoriker a dr ETH, gab-ne ganztägige Usflug mache zu unbekante Kunstdänkmäler im Luzärnerländli. Im Louf vom Namittag sy mr vo Kuswil här im schönste Sunneschyn gäge Sämpachersee gefahre. Obe uf ere Aböchi ganz im Grüene inne, umgäh vo-n-es paar große, schattige Bäum, isch d'St. Ottilie-chapälle gstande. Im Gänsemarsch sy mr das schmale Fuehwägli dür d'Matte-n-uf gstige, scho echli müed vom viile Luege und Lose. Das Chapälleli het üs nid alli uf ds Mal möge fasse, so daß mir erschte nach Bemunderig vo däm achteilige Barockbau wider i ds Grüene use sy. Währeddäm d'Nachzügler no de Erklärung vom Prof. Birchler glost hei, isch der Herr Profässer vo Greyerz under di schattige Bäum ga abliege. D'Hiß u d'Müedigheit hei ne übernoh, d'Sandmännli hei-n-ihm süferli Chörnli um Chörnli i d'Duge gstreut und i ha-n-ihm my Rägemanter, wo-n-i zur Fürsorg mit mr gnoh ha gha, als Chüßi undere Chopf gleit. Trotz üsem Gwaschel isch der Herr Profässer gly festh vgschlafe gsi, und mir hei-n-is uf d'Rüggssyte vo dr Chapälle verzoge. Leider isch das Mittagschläfli nume vo kurzer Duur gsi, mir hei ne müesse wecke, gäh es üs lieb oder leid isch gsi. Mit emene Zittergras ha-n-ihm echly d'Nase gsucklet. Bewunderet het er syne Duge uftah und um sech gluegt. „Ufbruch!“ ha-n-i zue-n-ihm gseit und ihm d'Hand häregstreckt für ne ufz'zieh. Wie ne Zwänzgjährige het er sech uf d'Bei gstellt und mr mit Danf my Mantel umegäh. No einisch sy mr es chlys Wägstück Wandergnosse gsi, bim Ufstiig zur Chapälle Maria Zell. I ha-n-ihm da bychtet, daß i o öppe Bärndütsch schrobi und wie schwär es mängisch syg, der rächt Usdruck z'finde. Scho mängisch hätti ne gärn für ds eint oder ds andere gfragt, aber leider nid gwagt. „Se wohl“, het er gemeint, „we dr mr nid grad all Bott alütet, warum o nid?“ „Ja“, ha-n-i druf gantwortet, „das wär schön, wenn-i das dörfst, aber no lieber wär's mr, wenn's ändlech es bärndütsches Wörterbuech gäbi!“ Druf abe het er mi verstone vo dr Syte agluegt u spitzbüebisch zue mr gseit: „Was nid isch, cha no wärde! We mr dr Herrgott no es paar Jährli gitt, so . . .“

I wär ihm gwüeh fasch ume Hals gfallt vor Freud, wenn i dörfte hätt, aber es hätti sech ja gwüeh nid gschickt! Un jise het ihm halt dr Herrgott d'Fädere us dr Hand gnoh, und en andere wird das Wärd müesse vollände, es Wärd, wo meh als alli Wort für ihn züge wird. Hilde Sollberger.

Finnland

Wenn Finnland heute seinen schweren Kampf gegen Rußland zu bestehen hat, so empfindet man ihn als das Antreten Davids gegen Goliath. Dabei ist es durchaus kein kleines Land, gemessen an den europäischen Dimensionen; sein Territorium bedeckt ein Viertel mehr an Boden als das des Königreichs Italien und ist nur um einhundertfiebzig Quadratkilometer geringer als das der bisherigen Republik Polen.

Das erscheint auf den ersten Blick auffällig, wenn man den relativ geringen kulturellen Beitrag bedenkt, den dieses Land bisher der Völkergemeinschaft zugesteuert hat. Einmal natürlich spielt die äußerste dänne Besiedlung eine wesentliche Rolle: wo in Italien 136, in Polen noch 83 Einwohner auf den Quadratkilometer kommen, zählt Finnland 10. Die Bodenstruktur und das Klima haben an der kulturellen Gestaltung einen überaus sinnfälligen Anteil; liegt doch das finnische Südkap Hanko etwa fünfzig Kilometer nördlicher als etwa Stockholm und genau auf gleicher Höhe wie Oslo, Uptala und Leningrad,

während seine fernsten Provinzen über den nördlichen Polarkreis hinweg fast bis in die Breite des Nordpols reichen, also zum Land der Mitternachtssonne, aber auch der Polarnacht gehören, in dem das Leben nur spärlich vegetiert und nichts ist als Kampf gegen die Natur. Man weiß heute, dank der Feldzugsberichte, gut Bescheid, wie stark sein Boden von Wald und Wasser bestimmt wird, die gar nicht erlauben, daß das Biermillionenvolk sich übermäßig ausdehnt. Es ist ein

Volk der Fischer, Holzfäller, Flößer; und wenn auch aus den Wäldern und Gebirgen Materialien zur Industrie gewonnen werden, so geben doch die sozusagen bodenständigen Berufe der Bevölkerung das stärkste Relief und zugleich dem Land eine innere Einheitlichkeit, wie sie gleich großen, aber dichterbesiedelten Ländern Europas fehlt.

Diese geringe Bevölkerungsdichte hat es seit jeher Finnland schwer gemacht, seine Selbständigkeit zu behaupten. Bis 1809 war es

ein Teil Schwedens,

d. h. über siebenhundert Jahre, dann wurde es von dem zaristischen Rußland geschluckt, bis 1917, das alles tat, seine geistige Selbständigkeit zu unterdrücken. Während der Schwedenjahre hunderte wurden die kulturbildenden Elemente des Bürgertums, namentlich Lehrer und Pfarrer, auch von Schweden gestellt, das auf diese Weise einen maßgeblichen zivilisatorischen Einfluß auf das Land „Suomenmaa“ hatte — wie die Finnen ihre Heimat nannten, das Land der Seen. Was etwa im Gemüt und Bewußtsein der ugrofinnischen Rasse sich rührte, fand seinen Weg nach Stockholm, in dessen Intellektuellen die finnischen Einflüsse nicht wegzudenken sind; Strindberg zum Beispiel war Ugrofinne von Haus aus, aber ganz in den Geist des okzidental Nordens aufgegangen.

Es scheint, als ob erst die russische Usurpierung ein Hebel geworden ist für die Fähigkeit zur geistigen Vervielfältigung des Landes. Was bis dahin an Literatur bestand, war die sprachliche Fruchtbarmachung religiöser Werke, die Uebersetzung der Bibel etwa, die das überhaupt erste Buch in finnischer Sprache war. Die Zeit der Aufklärung hatte dann Einflüsse Ostians hereingetragen und die mündliche Tradition der Volkspoese befruchtet, die um diese Zeit zum ersten Mal von dem Philologen Borthan studiert wird. Sein Schüler Junturi kann als der erste Dichter in finnischer Sprache bezeichnet werden. Es dauerte aber noch bis 1835, ehe der hieratische Block des Volksgutes gesichtet wurde, die herrliche „Kalevala“, die Elias Lönnrot sammelte. Sie ist aus lose verbundenen kareliischen Volksliedern gefügt und besingt, wie die Nationalepen anderer Völker, die Geschichte grauer Vorzeit. Deren Entstehung dürfte nicht über das vierzehnte Jahrhundert zurückreichen, in eine Zeit also, in der Finnland und seine damalige Lapplandbevölkerung sich dem Christentum erschloß. Es war gewissermaßen der letzte Augenblick, die Sagen von den drei Heldenengöttern zu formen, des Väinämöinen, des Wassermanns, des Ritherspielers, also Göttern durchaus realer, naturverbundener Art. Der Christusmythos macht sich darin bemerkbar, und so kommt es, wie etwa im Gebiet der italienischen Kunst, zu einer eigenartigen Verschmelzung heidnischer und christlicher Symbole. Der deutschen Sprache ist das reiche Werk, das eines der wertvollsten Bestandteile nördlicher Folklore bedeutet, durch eine von Martin Buber besorgte Ausgabe zugänglich gemacht worden.

In dem Jahrhundert, das seit Lönnrots verdienstvoller Sammlerarbeit verstrichen ist, hat sich in der finnischen

Literatur

feineswegs die städtische Intelligenzliteratur entwickelt, geschweige denn, daß man an den literarischen Bewegungen und Kämpfen der Zeit teilgenommen hätte. Man schrieb für das Volk, man lebte in und mit dem Volk. Und wo die Kunst sich auf den Weg machte, in Auauft Ahlqvist (Oskanen) oder Julius Krohn (Suonio), gedieh sie doch auf der Tradition und Naturbeziehung der „Kalevala“. Da es bis 1872 kein Theater gab, wurde für Dauerbühnen und häusliche Spiele dann und wann ein Stück geschrieben. Hier ist der Schneidersohn Alexis Rivi zu nennen, dessen Komödie „Die Schuster der Heide“ schon im Titel ihre ländliche Zugehörigkeit anzeigt. Die besten Novellen stammen von dem Küster Päiväranta, während der im Süden und Westen Europas bekannt gewordene Johann Thors (Profelot) im Rielwasser der Schweden segelte, und Lavastjerna laaer seine finnische Sprache zu Gunsten der schwedischen aufgab, um seine Gedanken zur Geltung zu bringen. Mit Tärnefeldt kommt von Rußland herüber tolstoj'scher Einfluß zu Tage.

Aber wohin diese Dichter tendieren, nie verlassen sie den Boden ihres Dorf- und Kleinstadtlebens, das sie dann auch, als Helsingborg sich ein Theater schafft, auf die Bühne stellen, wo Minna Canth und Maria Jotuni die leidenschaftlichsten Verkünder des Volkstums werden.

Dabei darf man nicht übersehen, daß die Finnen ein durchaus gebildetes, den fremdländischen Literaturen und Künsten aufgeschlossenes Volk sind, die beispielsweise eine geradezu vollkommene Shakespeare-Uebersetzung besitzen (durch Cajander) und in den letzten Jahren daran gegangen waren, durch kulturellen Austausch mit Italien, dem sich der jetzige italienische Kultusminister Pavolini helfend zur Seite stellte, die Traditionen der Apennin-Halbinsel zu Nutzen zu machen. Da Finnland in seiner Architektur, seiner Industrie, seinem Sport mit außerordentlicher Zielsicherheit Wege gegangen ist, die das Beste aus seinen natürlichen Gegebenheiten förderten, in ständiger Selbstbefinnung auf seine Kräfte, so wäre wohl mit einer allmählichen Blüte seines Geistes bald zu rechnen, wenn nicht der ihm aufgezwungene Gewaltkampf den Boden wieder zerstört, den es mühsam beackert hat. Steht doch schon ein Dichter in den vordersten Reihen europäischer Geltung: Frans Emil Sillanpää, dessen Bauernromane „Eines Mannes Weg“, „Menschen in der Sommernacht“ und vor allem „Silja die Magd“, ohne in irgendwelche fremde Methoden zu verfallen, ohne sich etwa der naheliegenden Verführungskunst eines Hamsum zu ergeben, einen Grad reiner Vollkommenheit erreichen, wie nur geborene Dichter es vermögen, die aus den Quellen des kleinen miterlebten Lebens schöpfen. Es war nicht nur eine Ovation an das bedrohte Finnenvolk, wenn das Nobelpreiskomitee im November 1939 diesem Manne die höchste literarische Anerkennung zuteil werden ließ, die die Welt kennt, sondern die Bejahung einer heute seltenen dichterischen Kraft, die zugleich die Verheißung des geistigen Wachstums dieses Volkes ist. Im heutigen Augenblick bekommt aber seine kleine Silja eine geradezu symbolische Bedeutung: es ist die Geschichte eines zarten einfachen Wesens in einer harten Umwelt, die Geschichte einer verklärten Mühsal. Wer sie jetzt liest, und es sollten sich viele dazu bereit finden, geht den Weg ins Herz des finnischen Volkes, in sein Verständnis. Und bedeutet das nicht auch eine Art Beistand, den wir ihm in Dank und Bewunderung schulden?

M. R.

Wunder

von Mario Ludwig

Es scheint gar nichts zu sein, das kleine unscheinbare und vertrocknete Ding, das vor mir liegt. Ganz einfach eine dürre Knolle. Etwas ungläubig lege ich die Zwiebel ins Glas und stelle sie in den Schrank.

Seither ist die Sonne schon viele Male aufgegangen, als ich wieder einmal den Schrank öffne und das Glas vornehme. Siehe da, das nichtige Ding hat lange zarte Wurzeln geschlagen, und kaum habe ich neugierig das bunte Tütchen weggenommen, erblicken meine entzückten Augen zarte sprießende Blätter, die weiß und hilflos nach Reife streben.

Was hat sich aus dieser saftlosen Kugel entfaltet? Ohne Nahrung, nur den leisen Hauch des Wassers verspürend, ohne das labende Sonnenlicht hat sie keimendes junges Leben hervorgebracht!

Der kraftlose Sproß saugt gierig die Sonnenstrahlen auf und erstarkt bald zu kräftig gesunder grüner Farbe. Wie er sich streckt, wie sich die winzig kleine Knospe nach oben dehnt! Welch göttliches Wunder des Wachstums erlebe ich da!

Bald haben die wachsenden Blüten die schützende Hülle der Knospe gesprengt, quellen hervor und entfalten ihre Pracht zu einer leuchtenden üppigen Traube.

Ganz trunken bin ich von dem betörenden Dufte, von der erhabenen Schönheit, und bestaune das Wunder, das sich aus einer häßlichen Knolle entwickelt hat.